Freitag, der 13.

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **243 (1970)**

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-657529

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

eingestürzte Turm noch immer 147 Meter hoch gewesen sei. Als Leuchtturm diente dieses Werk des Baumeisters Sostratos fast anderthalb Jahrtausende lang. Im Jahre 1375 jedoch wurde es durch ein Erdbeben so gründlich zerstört, dass heute nicht einmal mehr Ruinen die Stelle verraten, an der es einst gestanden hat (G. Büscher). Sein Name aber hat die Jahrtausende überlebt: nach ihm, dem Leuchtturm von Pharos, nennen die Franzosen noch heute einen Leuchtturm «phare», die Italiener und Spanier «faro», und die Portugiesen, deren Vorfahren einst auf ihren Seereisen die halbe Welt entdeckten, behalten die Erinnerung im Wort «farol».

Dipl.-Ing. G. Weihmann

Die neue Spielanlage auf der Goumoënsmatte in Bern wurde von der Stadtgärtnerei geplant und mit Hilfe von Schülern gebaut.
Foto Paul Pulver, Bern

FREITAG, DER 13.

Ich bin absolut nicht abergläubisch, aber als ich an diesem Freitag aufstand, war das linke Bein unversehens zuerst draussen. Das stimmte mich nun doch etwas nachdenklich, zumal mein Kalender den 13. zeigte. «Unsinn», sagte ich mit Überzeugung zu mir selber, «dieser ganze Aberglaube ist doch reiner Blödsinn. Man braucht nur dreimal über die linke Schulter zu spucken, und die ganze Sache ist erledigt.»

Dies tat ich aber nun unglücklicherweise gerade in dem Moment, in dem meine Wirtin mir meine Post brachte. – Nie hätte ich gedacht, dass diese kleine, ruhige Frau über einen derartigen Wortschatz verfügt!

Mein erster Brief stimmte mich wieder fröhlicher. Er war von Monika. Heute abend um acht Uhr im Café Continental. Ich freute mich auf den Abend, er versprach schön zu werden. Der zweite Brief liess längst vergessene Sünden wieder wach werden. Er war vom Steueramt. Man kündete mir verschiedener Rückstände wegen den Besuch eines Steuerbeamten an. Nett von den Leuten, sich vorher anzumelden. Trotzdem, die Sache konnte für mich peinlich werden. Hier war guter Rat teuer.

Erst vor einigen Tagen hatte ich in einer Humoreske gelesen, dass ein Schriftsteller unerwartet Besuch erhalten habe. Der Herr schien ein grosser Bewunderer seiner Werke zu sein und zeigte unter anderem auch grösstes Interesse für die finanzielle Seite dieses ungewöhnlichen Berufes. Der geschmeichelte Kollege schnitt mächtig auf. Endergebnis: Der freundliche Herr war vom Steueramt und verliess die Wohnung bestens informiert. So etwas sollte mir nie passieren!

In den nächsten Stunden begegnete ich meiner Zimmerwirtin mit der ausgesuchtesten Höflichkeit. Ich musste ja schliesslich meinen Plattenspieler, meinen neuen Radio, meine Hausbar sowie meine Filmkamera irgendwo unterbringen. Kurz nach Mittag war alles weg. Jetzt hatte ich nur noch meinen Schreibtisch entsprechend zu dekorieren. Mahnungen, Zahlungsbefehle und Rechnungen befanden sich in genügender Auswahl, wenn auch einige längst verjährt waren. Nun zog ich meinen ältesten Anzug an und war auf den hohen Besuch gerüstet. Gegen vier Uhr klingelte

es. Meinem Haar gab ich noch schnell mit meinen fünf Fingern einen wild-verzweifelten Anstrich und setzte mich, düster blickend, die Ellbogen aufgestützt, vor meine Rechnungen an den Schreibtisch.

«Guten Tag – mein Name ist...»

«Schon gut. Was nützt mir jetzt noch ihr Name? Nehmen Sie Platz, das ist das einzige, was man bei mir noch nehmen könnte.»

Mein Tonfall muss sehr echt gewesen sein, denn der Herr blickte mich teilnehmend an. Dann warf er erschreckt einen Blick auf meinen Schreibtisch. Nur zögernd setzte er sich. – Schade, er machte einen guten Eindruck, dabei glaubte ich immer, Steuerbeamte müssten die düstere Miene eines Detektivs haben.

«Hmhm! Sie scheinen mir in – hm – finanzieller Verlegenheit?»

Ich lachte gellend und der augenblicklichen Situation angepasst. Die Katze entfernte sich erschreckt vom ausgeräumten Küchenschrank, und der Herr blickte betreten zur Türe. «Finanzielle Verlegenheit?» fragte ich hohngesättigt und blickte ihn durchbohrend an, «ich stehe am Rande des Ruins. Was sage ich, am Rande? Hinter mir habe ich ihn. Hier, sehen Sie selber, Rechnungen, Mahnungen, Zahlungsbefehle, wahre Erpressungen, Drohbriefe...» Mir fiel nichts Dramatisches mehr ein. Vielleicht habe ich mich noch zuwenig mit der neuen Literatur beschäftigt. Aber es genügte auch so. Der sympathische Herr vom Steueramt kämpfte sichtlich gegen die Rührung und die Tränen an. Nur schwer verbarg ich meinen Stolz über meinen Erfolg. Schweigend behielt ich meine steinernen Gesichtszüge bei, die ich erst eine Stunde zuvor einstudiert hatte.

Sichtlich gepackt erhob sich der Beamte, griff in seine Westentasche und reichte mir eine Zwanzigfrankennote. Ich muss wohl ein wenig betroffen ausgesehen haben, denn er winkte nur ab.

«Schon gut, lieber Freund. Nehmen Sie das nur. Soviel ist es mir wert, Sie kennengelernt zu haben. Ich hätte mehr eingebüsst, wenn Sie meine Tochter Monika geheiratet hätten, wie sie es sich so brennend wünscht. Es freut mich ehrlich, dass Sie mir reinen Wein eingeschenkt haben.»

Sprach's und verschwand. – Der Steuerbeamte kam erst eine Stunde später. pan.

Historische Aprilscherze

Es gibt eine ganze Reihe von Aprilscherzen, die als «historisch» bezeichnet werden – im Grunde genommen jedoch nur deshalb, weil grosse Menschenscharen ihnen zum Opfer gefallen sind. Denn von einem Aprilscherz, der auch nur im entferntesten den Lauf der Geschichte beeinflusst hätte, ist nie etwas bekannt geworden!

Die überwiegende Mehrzahl dieser Massenhereinfälle ist zu bekannt, als dass es sich lohnen würde, sie hier anzuführen. Zu den weniger bekannten zählen jedoch die beiden folgenden Geschichten:

Zar Peter der Grosse hat seine Untertanen einmal ganz gehörig in den April geschickt. Spät am Abend eines 1. April ertönte in den Strassen von Moskau gewaltiger Feuerlärm. Das erschreckte Volk stürzte aus den Häusern; blutroter Feuerschein stand am Himmel! Dicker Rauch wälzte sich durch die ganze Stadt; in hellen Scharen drängten sich Feuerwehr, Polizei und Militär nach Osten, von wo der Feuerschein kam. In der Nähe des Flammenmeeres aber stiess die Menge auf Väterchen Zar, welcher aus vollem Halse lachte und ständig «April! April!» brüllte. Er hatte draussen vor der Stadt riesige Holzhaufen mit Teer begiessen und anzünden und gleichzeitig Alarm schlagen lassen; er amüsierte sich nun «kaiserlich» darüber, dass seine Untertanen vor Angst und Schrecken ausser Rand und Band geraten waren und im Ernst glaubten, ihre schöne Stadt brenne an allen Ecken und Enden lichterloh. Aber nicht allzuweit von der «Brandstätte» waren auch ganze Batterien von riesigen Wodkafässern aufgefahren, an welchen sich das Volk alsdann für die vollkommen unnütz ausgestandenen Ängste und Aufregungen entschädigen durfte.

Einem wesentlich netteren und harmloseren Aprilscherz ist auch einmal die Bevölkerung der Stadt Saarbrücken zum Opfer gefallen. Dort veröffentlichte in einer Zeitung am 2. April ein aufgeregter Herr einen geharnischten Artikel, in welchem er sich darüber beklagte, es sei eine